

steht nach Duttweiler die gesellschaftliche Anforderung, die Sorge um die Gesundheit und Arbeitsfähigkeit selbst zu übernehmen. Duttweiler analysiert vor allem Werbetexte und kommt zu dem Schluss, dass der Wellness-Trend zu einer permanenten „austarierenden Selbststeuerung“ anregen will. Obwohl Wellness den Genuss betont und asketische Selbstertüchtigungs-Praktiken scheinbar in den Hintergrund schiebt, handle es sich um eine Technologie der Selbstführung, die „angenehme Emotionen punktgenau produzieren“ helfen soll. Im Wellness-Diskurs verschwimmen daher die Grenzen zwischen Technik und Natur, insofern beide vorbehaltlos für die Selbstbearbeitung eingesetzt werden.

Die Beiträge des Sammelbandes beschreiben Körpermodellierungen kontextbezogen und zeigen, dass Techniken gemäß den ökonomischen Anforderungen, den politischen Ereignissen und den jeweils gültigen ethischen Prinzipien auf lebende Körper einwirken. Die Technik, repräsentiert durch Automaten und Maschinen, so könnte man daraus schließen, wurde seit dem 18. Jahrhundert sowohl materiell als auch psychisch einverleibt. Daher existieren heute Techniken der Selbstführung, die erst aufgrund der generell akzeptierten Selbstverständlichkeit technischer Machbarkeit entwickelt und den Menschen zugemutet werden können. Die versammelten Analysen lassen somit auf einen lang dauernden Prozess der Verknüpfung von Technik und Disziplin im Bereich der Sorge um den Körper schließen. Der Band eröffnet neue Forschungsbereiche der Körpergeschichte, weil er einmal mehr die von den Individuen kaum wahrgenommenen Veränderungen subjektiver Befindlichkeiten vor Augen führt, die durch die Verinnerlichung technischer Daten und Bilder entstehen. So wird durch präzise historische Forschung nachvollziehbar, wie Selbst-Techniken im Kontext von Ausdifferenzierungs- und Individualisierungsprozessen entstehen und das Subjekt regierbar machen, während es sich selbst regieren lernt.

Gabriele Sorgo, Wien

Sabine Mehlmann, **Unzuverlässige Körper. Zur Diskursgeschichte des Konzepts geschlechtlicher Identität**, Königstein: Ulrike Helmer Verlag 2006, 444 S., EUR 39,90 ISBN 3-89741-193-8.

Die Soziologin und Kulturwissenschaftlerin Sabine Mehlmann will mit ihrer von Hannelore Bublitz betreuten Dissertation, angelegt als historische Diskursanalyse, in erster Linie die theoretische Diskussion in der Genderforschung und den *Queer Studies* vorantreiben. Den Dreh- und Angelpunkt „bildet die Kritik der sex-gender-Unterscheidung als geschlechtertheoretisches Paradigma der Frauen- und Geschlechterforschung“ (13). Ziel sei die „historische Rekonstruktion der Verschränkung von Körper, Geschlecht, Sexualität und Identität im Diskurs über Homosexualität zwischen der zweiten Hälfte des 19. und dem Beginn des 20. Jahrhunderts“. Die „Entkopplung von biologischem Geschlecht und geschlechtlicher Identität“ in der Geschlechterforschung sei „aus der

Problematisierung von Homosexualität als Modelfall einer ‚Verkehrung‘ psychischer Geschlechtscharaktere“ hervorgegangen (13). Mehlmanns Ausgangspunkt bilden zum einen das Konzept des „Geschlechtscharakters“, wie es in den anthropologischen Wissenschaften der Aufklärung entwickelt und zum anderen das der „Geschlechtsidentität“, wie es in den ‚westlichen Gesellschaften‘ nach dem Zweiten Weltkrieg etabliert wurde.

Ihr zentraler „Kritikpunkt“ zielt auf eine angebliche „historische Leerstelle“ (16). Die „Trennung zwischen sex und gender“ sei, so Mehlmann, zwar kritisiert, nicht aber „selbst historisiert bzw. als historisch-spezifisches humanwissenschaftliches Verfahren der (Re-)Produktion und Naturalisierung einer zweigeschlechtlich strukturierten Geschlechterdifferenz beleuchtet“ worden (16). Außerdem bestehe „eine Tendenz zur Generalisierung und Vereinheitlichung von Konstruktions- und Ableitungslogiken der Kategorie Geschlecht“ (16). Insbesondere Judith Butler wirft sie unhistorisches Denken vor, da diese „die historischen Entstehungsbedingungen und machpolitischen Kontexte jener Regulierungsverfahren und deren historischen Wandel“ schlicht ausblende (74).

Doch schon in der Einleitung zeigen sich die Widersprüchlichkeit beziehungsweise die Grenzen des anspruchsvollen Anliegens, über die Dekonstruktion Butlers hinauszugehen. Eigentlich will Mehlmann anhand der beiden normativen Abweichungen Homosexualität und Hermaphroditismus „nach den historischen Entstehungsbedingungen der Entkopplung von biologischem Geschlecht und geschlechtlicher Identität“ fragen, andererseits soll dies aber ausschließlich im Rahmen einer „diskurshistorischen Analyse“ geschehen (13). Die begrenzten Aussagemöglichkeiten eines elitären Wissenschaftsdiskurses beziehungsweise der Genese eines hegemonialen psychologischen/psychiatrischen Konzeptes für die Untersuchung komplexer historischer Kontexte und Rahmenbedingungen, wie sie Mehlmann selbst mit der umfänglichen Kritik an Butler, aber auch an Michel Foucaults Konzepten der „Bio-Macht“ und der „Normalisierungsgesellschaft“ sowie an Stefan Hirschauers „Doing Gender“ fordert, werden jedoch an keiner Stelle thematisiert.

Während Mehlmann Kathrin Schmersahls Studie „Medizin und Geschlecht“ (1998) zur Konstruktion von (Sexual-)Pathologisierungen im ausgehenden 19. Jahrhundert sowie Alice D. Dreger's Buch zur ‚medizinischen Erfindung‘ des Hermaphroditismus (2000) rezipiert, scheinen ihr sämtliche Arbeiten zu frühneuzeitlichen Normalisierungskonzepten von Körper und Geschlecht ebenso entgangen zu sein, wie *das* maßgebliche Werk zu einer ihrer zentralen Quellen, nämlich zu Richard von Krafft-Ebing. Während Mehlmann sich in ihrer Diskursanalyse weitgehend auf die innerwissenschaftlichen Rezeptionsweisen beschränkt, zeigte der Niederländer Harry Oosterhuis, wie historische Diskursanalyse wissenschaftlicher Publikationen im Idealfall aussehen kann.¹ Die biographische und soziale Zeitgenossenschaft der Autoren wird von ihm ebenso ein-

¹ Harry Oosterhuis, *Stepchildren of Nature. Krafft-Ebing, Psychiatry, and the Making of Sexual Identity*, Chicago 2000.

bezogen, wie die politischen Rahmenbedingungen, die den Aufstieg von Themen wie auch die Verbreitung von Texten wesentlich beeinflussen. Und vor allem führte Oosterhuis an der Publikationsgeschichte der verschiedenen Auflagen von Krafft-Ebbings „*Psychopathia Sexualis*“ vor, dass Diskursanalyse mehr bedeutet als wissenschaftliche Literaturrezeption. Gerade Krafft-Ebbing griff zur Überprüfung beziehungsweise Verifikation seiner Theorien zunehmend auf sein umfangreiches Archiv an Fallgeschichten zurück. Diese wiederum bestanden aus Befragungen und Selbstbeschreibungen von Anstaltsinsassen aus seiner früheren praktischen Tätigkeit, aus Zuschriften von ‚Betroffenen‘, aber auch aus Fällen aus Publikationen von Kollegen. Damit hatten die Forschungsobjekte wesentlichen Anteil an der wissenschaftlichen Theoriebildung ihrer Zeit. Ihre Selbstwahrnehmung wiederum war unter anderem von früheren wissenschaftlichen Auseinandersetzungen mit den eigenen ‚Störungen‘ beeinflusst. Diese Spirale theoretischer ‚Rückbefruchtung‘ und dabei insbesondere die Rolle der Fallgeschichte als wissenschaftlicher Methode der Moderne, die seit Mitte des 18. Jahrhunderts neben der traditionellen Traktatform an Beweiskraft gewann und die für Mehlmanns epistemologische Fragestellung besonders relevant gewesen wäre, bleibt leider ausgeblendet.

Durchgehend wird auf diese Weise eine die gesamte Studie prägende angebliche Forschungslücke fabriziert, die den Entwicklungen im konstruktivistisch arbeitenden Teil der Geschichtswissenschaften, vor allem in Teilen der Frühneuzeit- und Wissenschaftsgeschichte leider nicht gerecht wird. Längst ist dort auch die von Mehlmann unkritisch übernommene, 1992 noch äußerst verdienstvolle, weil die historische konstruktivistische Analyse inspirierende These Thomas Laqueurs widerlegt, gemäß der ein *hegemoniales* antikes Ein-Geschlecht-Modell erst durch die Aufklärung abgelöst worden sei, mithin „erst zum Ende des 18. Jahrhunderts der Körper als Basis für die Begründung der Geschlechterdifferenz eingesetzt“ worden sei (80).

Der eigentlichen Textexegese wissenschaftlicher Publikationen um die Wende zum 20. Jahrhundert voran stellt Mehlmann im zweiten Kapitel einen primär aus der wissenschaftshistorischen Literatur zusammengestellten konzisen Überblick über die konkurrierenden teratologischen, embryologischen und anatomischen Diskurse der Aufklärung, die die Grundlage für die Entwicklung eines Konzeptes hermaphroditischer Abweichungen von der dualen Norm und für die Professionalisierung der Sexualpathologie lieferten. Diesen Einstieg verknüpft sie überzeugend mit einer Analyse der Fortschritts- und Optimierungslogik der Darwinschen Evolutionstheorie. Diese ließ konsequenterweise den Hermaphroditen als anatomischen Atavismus und Homosexualität als ‚psychogenetische‘ Degeneration erscheinen.

An eine als historische Forschung konzipierte Studie, darf und muss man elementare methodische Kriterien anlegen dürfen. Aus quellenkritischer Perspektive ist darum zunächst positiv festzuhalten, dass die Autorin durchaus auf eine Vielzahl von wissenschaftlichen Texten aus Gynäkologie, Chirurgie, Psychiatrie und den frühen Sexualwissenschaften zurückgreift. Die Bandbreite an wissenschaftlichen Journalen des Kaiserreichs sowie dort rezipierte Publikationen des französischen und englischen Sprachraums

fließen immer wieder in die Analyse ein. Im Mittelpunkt stehen dann einige Monographien, die Sabine Mehlmann als grundlegend für die Konstruktion der modernen ‚Geschlechtskörper‘ ansieht. Über die Auswahlkriterien dieser zentralen Texte, die damals wie heute durchaus unterschiedliche Breitenwirkung entfalteten beziehungsweise von Forschung und Öffentlichkeit unterschiedlich stark beachtet wurden, erfahren wir jedoch nichts.

Vorgestellt und untersucht wird zunächst das Konzept des „Urnings“ von Karl-Heinz Ulrichs (1825–1895), in welchem die Autorin einen Paradigmenwechsel in den Diskursen über Sexualität und Geschlecht ausmacht. Mann-männliche Liebe sei – so Ulrichs – weibliches Begehren im männlichen Körper; der Urning verkörpere als „drittes Geschlecht“ eine Art „Leib-Seelenzwitter“ (148). Ulrichs bleibe damit innerhalb der heterosexuellen Matrix und stelle das binäre Fortpflanzungsmodell nicht in Frage, obwohl die Grenzen der polaren Geschlechtscharaktere in seinem Stufenmodell des „Uranismus“ zu verschwimmen begönnen. In ähnlicher Weise stellt Mehlmann in den folgenden mit vielen Zitaten und Paraphrasen angereicherten Kapiteln chronologisch Richard von Krafft-Ebings (1840–1902) „Conträrsexuellen“ und die dadurch ausgelöste „Diskurs-explosion zum Thema Homosexualität“ (181) um 1900 vor. Aus dieser Phase fokussiert sie insbesondere auf die Schriften Alfred Binets (1857–1911), Max Dessoirs (1867–1947), Albert von Schrenk-Notzings (1862–1929), Iwan Blochs (1872–1922), Albert Molls (1862–1939) und Magnus Hirschfelds (1868–1935). Ein Kapitel ist Otto Weiningers (1880–1903) philosophischer Dissertation „Geschlecht und Charakter“ gewidmet.

Leider erfahren wir weder etwas über die Entstehungsbedingungen der Werke, noch über den gesellschaftlichen Hintergrund, vor dem die Autoren agierten, obwohl inzwischen einige durchaus aussagekräftige sozialbiographische Forschungen dazu vorliegen. Ebenso wenig werden die methodischen und darstellerischen Unterschiede in Fächern wie Medizin, Anthropologie, Anatomie, Philosophie, Psychologie berücksichtigt. Besonders problematisch erscheint insgesamt die weitgehend textimmanente, eher literaturwissenschaftlich komparative Vorgehensweise, die völlig losgelöst von den in der Kritik an Butler eingangs geforderten sozialgeschichtlichen und politischen Zusammenhängen bleibt. Es findet keine historische Kontextualisierung statt, die über den sich in den Fachtexten spiegelnden Stand der damaligen Fachwissenschaften hinausgeht. Ihren Fokus richtet Mehlmann ausschließlich auf „Konstruktions- und Ableitungslogiken“ (353), indem sie weitgehend chronologisch, das aber immer schlüssig, wissenschaftliche Rezeptionsgeschichten zu rekonstruieren versucht.

Die materialreiche und durchaus viele Aspekte synthetisierende Studie bindet durch ihre diversen Exkurse auch scheinbare Nebenschauplätze ein. Ihr Hauptverdienst besteht sicherlich darin, tiefe Einblicke in einige vergessene, andere durchaus heute wieder gelesene Texte zu geben. Leider ist sie – bei einem knapp 450seitigen Text besonders störend – extrem leseunfreundlich. Nicht nur finden Nebendebatten in den ausufernden Anmerkungen statt, die wohl aus diesem Grunde als Endnoten angelegt wurden, so dass der Lesefluss durch Blättern ständig unterbrochen wird. Anstrengend ist auch das

typische ‚Soziologinnendeutsch‘, wenn sich in den analytischen Passagen Fremdwort an Fachterminus reiht. Überdies hätte dem Text radikale Straffung, vor allem der redundanten theoretischen Reflexionen, gut getan. Die auf rund 70 Seiten kleinteilig vorgeführte Kritik an den konstruktivistischen Theorien Judith Butlers, Stefan Hirschauers und Michel Foucaults verliert durch Wiederholungen an Schärfe. Am Schluss bleibt nicht nur unklar, wie ein mehrfach eingefordertes „neues Bündnis zwischen Feminismus und Naturwissenschaften“ zur „Historisierung biokultureller und biopsychischer Körper“ denn nun aussehen soll (354), sondern auch, worin eigentlich die konkrete und über die bisherige historische Forschung hinausgehende Historisierungsleistung der Autorin besteht.

Maren Lorenz, Hamburg/Washington, D. C.

Rainer Herrn, **Schnittmuster des Geschlechts – Transvestitismus und Transsexualität in der frühen Sexualwissenschaft**. Mit einem Geleitwort von Volkmar Sigusch, Gießen: Psychosozial-Verlag 2005, 220 S., 54 Abb., EUR 29,90, ISBN 3-898064-63-8.

Die wissenschaftlichen und politischen Auseinandersetzungen über den Konstruktionscharakter und die Herstellungsprozesse des Geschlechtlichen währen seit zwei Jahrzehnten und sind somit nichts Neues. Für die Suche nach individueller und kollektiver Identität und das Ringen um deren Grenzen findet sich immer ein Beispiel in der Geschichte. Rainer Herrns Untersuchung über Transvestitismus und Sexualwissenschaft vom Kaiserreich bis in den Nationalsozialismus ist dafür ein beredtes Zeugnis.

Diese Geschichte hätte sich leicht als Herrschaftsgeschichte schreiben lassen, in der die Experten der Medizin und der Sexualwissenschaft mit ihrer Definitionsmacht auch die Entwürfe der Betroffenen bestimmten. Allen AkteurInnen, hier also den Wissenschaftlern um Magnus Hirschfeld, seinen PatientInnen und FreundInnen, ließe sich dann, wollte man in einer pathologisierenden Semantik verbleiben, ein Ordnungsfetischismus nachsagen, der Kategorien suchte, definierte, umgruppierete und verwarf, die zur Vereindeutigung des Geschlechts und des Begehrens führen sollten. Doch so einfach ist es nicht und so einfach macht es sich Rainer Herrns auch nicht.

„Schnittmuster des Geschlechts“ überzeugt vor allem mit dem Versuch, die betroffenen AkteurInnen, die *cross dresser*, sichtbar zu machen. Mit Hilfe von individuellen Biographien und einer Vielzahl von beeindruckenden Photographien zeigt Herrns, wie kontingent und zugleich beschränkt die geschlechtlichen und sexuellen Selbstkonstruktionen sein konnten. Die ersten chirurgischen Eingriffe zur Geschlechtsumwandlung, die eher einem Menschenexperiment glichen, lassen sich somit nicht nur auf die Allmachtsphantasien der modernen Medizin zurückführen. Sie reagierten vielmehr auf das individuelle Leiden am falschen Geschlecht, an der Wahrnehmung einer mangelnden Übereinstimmung zwischen biologischem und sozialem Geschlecht, worauf